

Cash on Campus

Auch in der Breitenbildung muß bezahlt werden: öffentliche Hochschulen in den USA - ein lehrreicher Kontrast zu Deutschland

Wenn in Deutschland von Universitätsreform die Rede ist, fällt alsbald der Name „Harvard“. Genauso routinemäßig erfolgt die Widerrede: „Private Elite-Universitäten sind nicht vergleichbar mit den deutschen Hochschulen, die für alle da sind und vom Steuerzahler finanziert werden.“

Nehmen wir also die Michigan State University, eine öffentliche Hochschule. Ihre Aufgabe ist die Breitenbildung, sie ist viel billiger als Harvard, das 20 000 Dollar pro Jahr verlangt. Michigan State (MSU) kostet knapp 5000 Dollar für Landeskinder, mehr als doppelt so viel für andere. Derweil Harvard neun von zehn Bewerbern ablehnt, bekommen an der MSU 16 500 von 20 500 das Ja pro Jahr. Auch die Dimensionen entsprechen denen deutscher Massenuniversitäten: 42 000 Studenten bevölkern den großzügig ausgelegten, parkähnlichen Campus am Rande von Lansing, der Hauptstadt Michigans. Hier hören die Ähnlichkeiten schon auf. Doch just die Kontraste sind lehrreich.

Vorweg zwei andere Zahlen. Im Gegensatz zu hiesigen Meinungen ist das amerikanische Hochschulsystem eben nicht „HarvardYale“. Von 14,3 Millionen Studenten besuchen 11,1 Millionen öffentliche Institutionen, also knapp 80 Prozent. Und doch gehorcht dieses staatliche System ganz anderen Gesetzen als das deutsche. Egal wie egalitär im Auftrag, herrscht das Dreifach-Prinzip von Gebühren, Auswahl und Konkurrenz.

Gebühren: Nur für die Hälfte der Kosten der MSU kommt die Michigan-Legislative auf; die andere Hälfte sind Gebühren (40 Prozent), Spenden und Forschungsaufträge. In einer Werbebroschüre heißt es: „Niemand sollte wegen bescheidener finanzieller Mittel bei der Bewerbung zögern“; dann folgt eine lange Liste von Möglichkeiten, die vom Stipendium über Darlehen bis zur Teilzeitarbeit

reicht. Peter McPherson, der Präsident, betont: „Irgendetwas *müssen* die Leute bezahlen, denn wenig wird geschätzt, was umsonst ist. Selbst wenn wir auf die Gebühren verzichten könnten, würde ich einen Preis verlangen.“

Wer zahlt den Pförtner?

Bryna Lifshitz, eine 19-jährige im vierten Semester, gibt dem Präsidenten recht: „Warum ich nicht herumgammle und statt dessen alle Vorlesungen besuche? Weil ich dafür bezahle.“ Nachmittags arbeitet sie für zehn Mark die Stunde im Kellogg-Center, einem Hotel- und Konferenzkomplex der Universität. Weil McPherson unter hartem Kostendruck steht, hat er sich einen neuen Chef besorgt. Statt einer halben Million Verlust macht der Kellogg-Komplex nun eine halbe Million Gewinn für die Uni. Wie? An einem Samstag hatten dort elf verschiedene Gruppen gebucht – von der „American Society of Civil Engineers“ bis zur „Hopper-Lockwood Hochzeitsparty“. Bei deutschen Unis könnte derlei schon an der Frage scheitern: „Wer bezahlt die Überstunden des Pförtners?“

Auswahl: Im Vergleich zu Harvard ist der Zugang zur MSU ziemlich leicht. Acht von zehn schaffen es. Bloß: Es herrscht weder das mechanistische ZVS-System noch das Prinzip der *open admission*. Und schon gar nicht die Nonchalance gegenüber den Immatrikulierten, von denen an einer deutschen Massenuniversität niemand so recht weiß, ob sie tatsächlich im Hörsaal sitzen oder bloß im Computer stehen. Unvorstellbar, daß ein MSU-Dekan sagen würde, was jüngst ein deutscher Kollege von sich gegeben hat: die reale Abschlußquote „läßt sich gar nicht berechnen, weil wir die Zahl der Karteileichen nicht kennen.“

Reinkommen ist leicht, drinbleiben schwe-

rer. Eng gedruckt auf fünf Seiten in den *Academic Programs 1995-1997* wird niedergelegt, wie man ein „ordentlicher Student“ bleibt – was passiert, wenn der Zensurdurchschnitt unter „3“ fällt. Dann muß man zum Berater, dann gibt es „Bewährung“ und „Warnungen“, dann wird man zwangsbeurlaubt, schließlich relegiert. Unter diesem eskalierenden Druck schaffen 35 Prozent den B. A. in der Regelzeit (vier Jahre) und 70 Prozent nach sechs Jahren.

Ausgewählt, und zwar von der Uni selbst, wird nicht mechanisch, nicht nur nach den Zensuren; die MSU „begutachtet den ganzen Studenten“, lautet die freundliche Devise. Der Provost, Lou Anna Simon, die zweitmächtigste Figur auf dem Campus, drückt die Mission der ambitionierten Staats-Universität so aus: „Harvard sucht sich die Gewinner aus. Wir machen sie.“ Das heißt: „Wir konfrontieren die Studenten mit hohen Erwartungen und geben ihnen ein hohes Maß an Unterstützung. Vielleicht reüssiert nur die Hälfte der schlechteren Studenten, aber auf die konzentrieren wir die Kräfte.“ Ähnliches hat man aus dem Munde eines deutschen Kanzlers wohl noch nicht vernommen.

Die Mittfünziglerin paßt übrigens auch auf die Qualität der Lehrer auf. „Ich habe in diesem Jahr fünf von 25 Professoren abgelehnt, die von den Departments nominiert worden sind.“ Auch dies kann ein deutscher Kanzler nicht; das Veto-Recht hat der Minister, und der wird sich nur sehr selten mit den eigentlichen „Personalchefs“, den Professoren, anlegen – die wiederum recht selten einen gefährlichen Konkurrenten rekrutieren.

Konkurrenz: Auch eine staatliche Massenuniversität wie die MSU begreift sich als Akteur im Markt, der (wie das superreiche Harvard) in dreifacher Hinsicht konkurrieren muß: um die besten Studenten, die besten

Professoren, die meisten Ressourcen – um Standing überhaupt.

Wie sei das mit dem egalitären Bildungsauftrag zu vereinbaren? McPherson: „Fast jeder kann in Michigan studieren, aber nicht, wo er will. Der Staat unterhält Institutionen mit verschiedenen Standards. *Eastern Michigan University* in Ypsilanti nimmt so gut wie alle. Die *University of Michigan* in Ann Arbor nimmt die Sahne; Notendurchschnitt ist Eins-minus. Bei uns ist er Zwei-plus.“

Auf diese Weise, will er sagen, werden zwei gegenläufige Prinzipien in Einklang gebracht: die Öffnung wie auch Leistung und Exzellenz, die per Differenzierung und Konkurrenz gedeihen. „Ich bereise jedes Jahr den gesamten Staat, um gute Studenten zu rekrutieren“, sagt McPherson, der auch an diesem Samstag in der Pflicht ist. Er verweist auf die „Honors Classes“, wo talentierte Studenten gefordert und gefördert werden. Stolz heißt es in der Werbebroschüre: „An der MSU können Sie im direkten Kontakt mit Experten von nationalem und internationalem Ruf arbeiten – vom ersten bis zum letzten Semester.“ Wie das? McPherson: „Bei jeder neuen Berufung wollen wir einen Professor, der besser ist als der Durchschnitt des Departments.“ Warum er so strampelt? „Wenn ich plötzlich ein paar Tausend Studenten weniger habe, klafft nicht nur ein Loch in der Bilanz. Dann wollen auch die Abgeordneten wissen, warum die MSU nicht mehr zieht.“

Das Fremdwort Proporz

Dieser Präsident ist übrigens keine Magnifizenz. Er war zuvor ein hoher Beamter in Washington, wo er gelernt hat, wie man führt und verwaltet. Er wird auch nicht von den Magnifizenzen gewählt, sondern von einem „Board“. Bloß ist der nicht eine Art Rundfunkrat, also dem Proporz untertan. Seine

acht Mitglieder werden vom Volk für acht Jahre direkt gewählt – das verschafft ihnen Autorität und Unabhängigkeit, welche ein Parteien- und Verbändestaat wie der deutsche kaum hergeben würde.

Beim Steh-Empfang im Hause des Präsidenten frage ich eine von den acht, Dee Cook, wie sie mit ihrer großen Macht umgehen. „Wir kümmern uns nicht um Einzelheiten; das Wichtigste ist ein hervorragender

Präsident.“ – „Wie kriegt man den?“ – „Wir haben im ganzen Land gesucht und jedem die Frage gestellt: Was ist Ihre Vision, wohin wollen sie diese Universität führen?“
Ob je eine deutsche Fakultät dem Möchte-

gern-Rektor eine solche Frage stellt?

JOSEF JOFFE

MÜHSAM ERNÄHRT SICH DAS EICHHÖRNCHEN: Die Michigan State University kostet nur gut die Hälfte im Vergleich zu den bekannten privaten Hochschulen wie der Georgetown in Washington (unser Photo). Da gilt es, andere Quellen zu erschließen und doch mit den Großen zu konkurrieren.

Photo: David Ausserhofer